geliebt, aber geachtet war auf seine Art, in der Künstlerseele. Maren erzählt ihm nun alles, ihre und Erlings Kirche, ihren Schmerz und seine Blindheit, und Hedeln kann ihr so gefallen, daß sie sich bemüht; er kann es, weil er Dichter ist; er sieht als Künstler die beiden vor sich, durchsieht ihren Schmerz und seine Blindheit und findet, das sei ein herrlicher Stoff. Und noch mehr kann er aus ihr herausholen, weil er sie liebt. Da sieht sie nun wieder einen Inhalt und sucht neue Werte, um von ihnen zu leben. Ihre Liebe ist abgeschieden, und da sitzt ein Mann in der Stube, ein merkwürdiger Mensch, und sie interessiert jetzt nicht nur sein wunderlicher Tiefsinn, sie ist ihm auch dankbar und hat ihn gern, weil er eben ihr so gut zugehört hat. Vielleicht wirkt das alles, wenn sie sich ihm nun mit weiblicher Koketterie zuwendet. Noch mehr geschieht es aber wohl, weil sie instinktmäßig fühlt, daß sie ihn brauchen kann, weil eine Hoffnung winkt, auf diesem Wege sich wieder zu ihrer Lebensquelle zurückzufinden. Der arme Hedeln ist nie bisher den Annäherungsversuchen eines Weibes ausgesetzt gewesen. Sein Wesen fiebert ihr entgegen, aber er wagt sich nicht gehen zu lassen. Schließlich sprengt aber doch die Leidenschaft seine Furcht und verhärtete Reflexion, und er umarmt sie. Sie aber ruht kalt und steif in seinen Armen. Erschreckt fährt er zurück. Nun versteht er: daß er nichts ist, und wie tief unglücklich sie ist.

Erling hat es doch nicht mit all der Unruhe, die Maren ihm gebracht hat, draußen ausgehalten. Er kehrt gütig und liebevoll zurück. Maren tritt ihm entgegen. Sie gebraucht rücksichtslos die Waffe, die ihr der Zufall in die Hand gegeben hat. Sie erzählt ihm, was in seiner Abwesenheit geschehen ist und noch mehr als was geschehen ist — von der letzten Hoffnung erfüllt, so seine Leidenschaft wieder anzufachen. Er aber sieht nicht sie, er fühlt sich nur beleidigt als ihr Besitzer und eilt hinaus, um den Dieb festzuhalten. Nun gibt es nichts mehr für sie, nun ist die Lebensquelle in ihr ganz versiegt, und sie gibt sich den Tod. Für Hedeln war das Erlebnis zu stark. Er hat in einem ganzen Leben nicht gelebt, und nun hat er ein ganzes Leben in wenigen Minuten durchlebt. Die Berührung mit der Wirklichkeit bringt eine Explosion hervor, die sein Hirn sprengt, und in phantastischem Wahnsinn wandert er in das öde Nichts. Erling steht betäubt da, starrt verständnislos auf die geliebte Tote. Er aber wird sich schon erholen — denn in ihm ist kein tragischer Stoff.

Die Aufführung, die uns gestern geboten wurde, war in dem eingangs angedeuteten Sinne wirkungsvoll. Helene Fehdmer löste die schwierige Aufgabe, die Maren zu charakterisieren, zwar nicht erschöpfend, aber sie gestaltete doch fesselnd, [illegible] die bestrickende Natur der Maren ausdrückend und immer von der Absicht geleitet, Maß zu halten und nicht in krassen Naturalismus zu verfallen. Herrn Koppkes [illegible] liegt im Ausdrücken inneren Lebens, in dem alles wunderbar gebändigt ist; so wurde aus dem [illegible] Hedeln eine Gestalt, die wahrscheinlich war. Herrn von Wintersteins kräftige Art traf natürlich den Erling Kruse. Die letzten beiden Akte, die das Bedeutende der Dichtung sind, wurden durch überlegtes Zusammenwirken [illegible] zur Darstellung gebracht.

Für einen Teil des Publikums blieb die Dichtung offenbar unverständlich. Sie fanden zumal im dritten Akt Anlaß, vergnügte Lachen anzuschlagen. Seit langem ist dieser Teil der Mitgliedschaft der literarischen Gesellschaft, der sich in seiner Oberflächlichkeit oft genug lästig machte, für einen gebildeten Zuschauer [illegible]. Diesmal blieb er auch nicht aus: nach dem dritten Akt sprach der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Major Nicolai, vom Vorhange her ein kräftiges offenes Wort, das dann auch für den vierten Akt die erforderliche Zurückhaltung bewirkte, [illegible] die da meinen, Bildungslosigkeit habe ein angeborenes Recht auf ungezügeltes Benehmen. Der Vorsitzende betonte, daß es durchaus notwendig sei, sich als literarische Gesellschaft zu erweisen, die ein ernsthaftes Wort auch aufzunehmen wisse. In der Tat kann man dankbar sein, daß die Gesellschaft das interessante Werk Heibergs von der Bühne her zu Gehör brachte. Man möchte wünschen, der Rüffel des Vorsitzenden bewirke eine gründliche Säuberung der Reihen der literarischen Gesellschaft von den [illegible] unliterarischen Elementen, die sich künftig an die für sie eingerichteten Abonnementsabende des Residenztheaters und an anderen Bühnen-Ballast halten mögen.

frd.

[illegible]

## Ellida Solstratten

Ein Roman von Wilhelm Holzamer

Wenn er's versuchte und es nicht gelänge — wenn er alles tun und ertragen wollte — Schmutz und Armut — und Schweiß und Schwielen — ach, das konnte er ja gar nicht — und wenn er dann doch vor ihr stehen würde und sagen müßte: es ist mir nicht gelungen — und wenn sie — —

Er wagte sich's nicht vorzustellen, was er täte!

Und schwärzer als es war, sah er alles. Und weher und weher ward ihm. Nur Trümmer! Trümmer rings um ihn. Er selbst ein Gefoppter, ein Verhöhnter! Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht zuzugreifen wagt. Der den Schweiß fürchtet — und das Mißlingen und den Neubeginn. Und ackern und rackern, wie's die Hunderttausende müssen. Eine marode, unnütze Natur. Parasit!

Keine Erlösung. Der letzte Schein von Helle war erloschen. Kein Ausweg — keine Aussicht.

Draußen auf dem Meere ruhte das Dunkel, die tiefe, schwere, fraglose, sichere Nacht.

Ruhen — ruhen — ruhen!

Die Ruhe der Nacht war eine Gewißheit — die Arbeit des Lebens schwer und ungewiß.

Er lauschte auf das Meer.

Die Flut war gekommen. Er hörte es an den gurgelnden Tönen. Ihm war, es sei ein beständiges Schlucken. Ein hungriges, gieriges Schlucken.

Er brachte den Ton nicht mehr aus seinem Ohre. Er mußte beständig darauf lauschen.

Und das Wasser leckte ihm schon an die Füße.

Es wuchs und wuchs. Es wurde tiefer, länger, saugender. Er sah beständig einen weit offenen Riesenrachen vor sich, einen dunklen, tiefen Schlund. Er starrte hinein — er beugte den Kopf vor — es schauerte ihn. Aber er fürchtete sich nicht.

Schluck — Schluck — er freute sich fast.

Er hätte singen mögen! Ein Heldenlied, ein Reckenlied.

Er dachte an Ellida.

Er sah sie in ihrem hellen Kleide, wie sie von ihm gegangen war. Er sah, wie sich das Kleid tiefer und tiefer färbte, bis es blutrot war, ganz satt und tief.

Und er sah ihre Seele schwarz — er sah ihre geballte Hand — ihre unheimlichen Züge und ihre scharfen, stechenden Augen.

Wie sie gegangen war, sah er — fast wie ein Seemann, breit und schwer. Unbarmherzig!

Das Wort gab ihrem Bilde die letzte Färbung.

Plötzlich wuchs sie vor ihm ins Riesengroße.

„Ellida!"

Er hatte eine furchtbare Angst vor ihr.

Er hatte sie geliebt. Zum ersten Male hatte er geliebt — in Scheu und Verehrung. Aufgesehen hatte er zu ihr. Nichts Banales war in seinem Fühlen, es war eine tiefe, gleichmäßige Glut, es war eine hohe, ruhige Flamme. Kein Strohfeuer, ein sicherruhiges Begehren zu einer letzten Auslösung, zu einer völligen Einheit, die das eigene Wesen ganz und das Leben zu einem Ganzen machte. Wenn er nur die Kraft gehabt hätte, sich neben sie zu stellen. Aber sie stand über ihm und blieb über ihm. Vielleicht — wenn sie früher gekommen wäre! Er konnte sie nicht ertragen, er flüchtete sich vor ihr. Er war jedes Ansehens entkleidet, er hatte kein Mannesrecht vor ihr.

Er sah das nun auf einmal ganz ruhig und klar. Und tiefer und drückender kam die Scham über ihn.

So häßlich und entblößt war er — wie ein geprügelter Junge war er vor ihr — und er fühlte Augen auf sich, die brannten und höhnten, höhnten und brannten.

„Ellida!" murmelte er, „Ellida!"

Die Wellen waren gewachsen. Hohler und hohler klang ihr Schlucken.

Schlu—u—u—uck! Schlu—u—u—uck!

Er lauschte zitternd, fiebernd.

„Ellida!" stöhnte er.

Er fühlte ihre Augen auf seiner Blöße.

Die Wellen leckten schon bis zur Brust herauf.

Ein seltsames Gefühl war in ihm — etwas, das ihn hinauszog, hinaus ins weite Meer — hinaus mit den Wellen — hinaus in die dunkle Tiefe und Ruhe.

Wie Gesang war's — wie Streicheln von zarten Händen.

Er stierte auf das Wasser.

Er sah den weiten Rachen, den dunklen tiefen Schlund.

Er hörte das hohle, langgezogene Schlucken.

Es tat ihm wohl.

Er starrte und lauschte.

In ihm zog es hinaus ins Unendliche.

„Ellida!" stöhnte er.

„Ellida!" schrie er.

Schlu—u—u—uck!

Da hatte ihn eine rückschlagende Woge hinausgetragen — wie ein Kind in Kissen — weich und wohlig — hinaus ins unendliche Bett des Todes.

Kein Stern am Himmel, kein Licht überm Meere.

Stille.

Vom Oberland tönte der erste Signalschuß. Der Nebel war zu dicht geworden.

Und das Meer schluckte und schluckte in wachsender Flut.

20.

Ellida hatte gesorgt, daß er auf der Düne begraben wurde, wie es sein Wunsch gewesen war.

Zur Beerdigung war sie nicht herübergekommen. Sie stand drüben am Fenster ihres Häuschens und besah durch ihren Feldstecher die Düne und wohnte so in Entfernung dem Vorgang bei.

Sie wußte nicht, was in ihr war. Sie wußte nicht, was stärker war: ihr Schmerz, ihr Zorn, ihre Verachtung, ihre Reue.

Reue? — Nein!

Sie sah, eben senkte man ihn in den Sand. Eben sprach der greise Pastor.

Was sprach er wohl von ihm? Er wußte ja gar nichts von ihm. Lobte er ihn?

Er hätte sagen sollen, daß er kraftlos gewesen war, daß er das Grab in der Erde nicht verdiene, weil er der Erde untreu geworden war. Er hätte sagen sollen, daß der Mensch sich haben müsse, um die Erde zu haben, um das Recht des Lebens zu haben. Daß das Leben das höchste Recht, aber auch die höchste Pflicht des Menschen sei, und daß der Mensch sich seinen Tod erst durch das Leben verdienen müsse. Verdienen müsse!

Sie machte eine energische Handbewegung.

Er hätte sagen sollen, der Mensch sei ein Brunnen, vom Schöpfer angelegt, zu laben, jeden zu laben, der an ihm rasten wolle, jedem zu spenden, der von ihm fordere, und so lange zu geben, bis kein Tropfen mehr aus seinem Grunde quelle.

Aber das sei ein schlechter Brunnen, der sich schließe, bevor er sich ausgegeben. Er sei des Fluches wert. Er sei wert, daß die Menschheit Steine in ihn werfe, harte, unverwitternde Steine, aus denen nicht das dünnste Würzelchen Nahrung ziehen könne. Ein Giftquell sei er, und um ihn müsse die Erde mit Salz gedüngt werden.

„Denn Gift frißt weiter!" sagte sie laut.

Sie setzte das Glas ab. Sie weinte.

Es wurde ihr leichter. Sie wußte nicht, liebte oder haßte sie ihn. Sie fragte sich, ob ihr Haß Liebe sei, ihre Verachtung ein Schrei der Betäubung — ob sie ihn ganz in sich vernichten müsse, um ihn wiederzugewinnen — aber ob es das letzte nun sei und sie ihn ganz hergebe.

Der Prediger sprach noch.

Sie nahm das Glas wieder vor die Augen.

Nun hatte der Prediger seinen Nachruf geendet. Nun warf er Erde hinab. Weichen, leisen, rieselnden Sand.

Sie meinte das feine Rieseln zu hören.

In ihren Nerven zuckte es. Stiche gingen ihr durchs Herz.

Sie sank auf ihren Sessel und weinte.

Noch einmal mußte sie denken, wie er im Leben vor ihr gestanden hatte. Groß gewachsen — schön! Wie Günstlinge des Lebens, mit denen es sich schmückt, mit denen es aber auch spielt. Ein Mensch, ohne die starke, sichere und immer bereite Mittelkraft. Ein Liebling des Lebens — der schöne Mann, der an seiner Schönheit zugrunde geht — weich, weibisch.

Sie erinnerte sich der letzten harten Worte, die sie ihm gesagt. Vielleicht hatte sie doch das Letzte in ihm geknickt.

Kalt griff etwas an ihr Herz. Reue!

Sie wehrte sich.

„Nein! Notwendigkeit! Wer vor einer Notwendigkeit des Lebens zerbricht, ist wert, daß er zerbricht!"

Sie sann nach.

Und nun stand Staufer lebendig vor ihr.

Staufer — und der andere trat zurück.

Oft hatte sie es als furchtbar empfunden, daß beide lebendig in ihrem Herzen geblieben waren — jetzt wußte sie deutlich und bestimmt: Staufer war am stärksten in ihr und war es geblieben. Und er war der Stärkere von beiden. Ihn hatte ein widriges Schicksal aufgerieben, ihm hatte es die Kraft zermürbt in Ringen und Kämpfen, in Selbstzucht und Selbstbezwingung, der andere hatte nichts getan im Leben, nur vergeudet. Aber beiden hatte ein Letztes gefehlt, darin waren sie gleich — Widerstandskraft dem einen — Tatkraft dem andern. Und bei beiden hatte sie die Hand in die Fäden ihres Schicksals gerührt und nach dem einen schwachen Punkt gespannt. Beidesmal, um helfend und nützlich zu sein, und weil es so in ihrer Art und Natur lag. Schwerer fiel ihr der Anteil am Geschick bei Ewald zu. Da hatte sie ihr eigenes Geschick schon zu starr und unbeweglich gemacht, als er ihr begegnete. Wenn ihr das Entgegenkommen noch möglich gewesen wäre, das sie damals bei Staufer gehabt hatte — ohne daß es ihr damals unmöglich gemacht war, es zu üben, es hätte diesen Ausgang nicht zu nehmen brauchen.

Aber das war eben auch ihr Schicksal.

Sie war sehr unglücklich. Sie fühlte es als ein Unglück, so stark zu sein. Sie war stärker gewesen als diese Männer. Sie, die Frau.

Dann erinnerte sie sich, was ihr der kranke Freund einmal in eines seiner Werke geschrieben hatte: Alles, was zugrunde geht, ist wert, daß es zugrunde geht, aber alles, was wert ist zu leben, das lebt!

Ja, die Erkenntnis der Notwendigkeit hatte Staufer immer gehabt.

Sie atmete auf. Nicht am Sterben von diesem, nicht am Tode von jenem trug sie Schuld. Sie waren beide nicht wert gewesen, zu leben. Sie trugen beide den Keim der Vernichtung in sich. Sie fanden jeder sein Verhängnis, weil sie's finden mußten. Und ihres war — über sie wegzuschreiten. Das ist keine Schuld. Keine Schuld kann darin liegen.

Sie hatte Gericht über sie beide gehalten. Aber wie das so oft im Menschen geschieht, sie hatte dabei über sich selbst gerichtet, über etwas in sich, das sie vernichten mußte.

(Schluß folgt.)

## Umschau

**Technisches** Flugmaschinen. Alle Modelle von Flugmaschinen ohne Ballon, die seit dem Jahre 1901 öffentlich ausgestellt wurden, waren unfähig, auch nur den leichtesten Flug selbständig auszuführen. Bis zum Jahre 1901 betrachtete der Fachmann diese Apparate als Spielerei und zweifelte, ob es dem Menschen überhaupt gelingen würde, frei zu fliegen. Kapitän Ferber gibt indes jetzt in den Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen die Möglichkeit zu, solche stabilen Flugmaschinen zu bauen. Daß er, eine hervorragende Persönlichkeit auf dem Gebiete der internationalen Luftschiffahrt, seine Ansichten über die während der letzten Jahre neu geschaffenen Flugapparate auch in einer deutschen Zeitschrift veröffentlicht, ist ein Beweis für die große Bedeutung der neueren Erfindungen und auch für das gute Einvernehmen, das auf diesem Gebiete zwischen den Völkern herrscht. Im Jahre 1906 gelangten in Paris zwei Flugapparate mit schönem Erfolg zur Vorführung, und im Jahre 1907 wiederum zwei neue. Die Erfinder der im Jahre 1907 ausgestellten Flugmaschinen, Paulhan und Gabin, erhielten den ersten Preis. Beide haben selbsten auch Gleitflieger (ohne Motor) und je einen Drachenflieger ausgestellt. Die Schraube des Drachenfliegers wurde durch ein gedrehtes Gummiband bewegt. Jeder Apparat hatte drei Räder, von denen eins vorn und zwei hinten an der Maschine angebracht waren. Die Drachenflieger erhoben sich selbständig vom Erdboden und legten in der Luft eine Strecke von 26 Metern zurück. Ihr Gewicht betrug 2,2 Kilogramm auf das Quadratmeter Tragfläche. Die zum Antrieb dienenden Gummibänder waren unter der Mittelrippe des Flugapparats befestigt, und dessen Schraube hatte 30 Zentimeter Durchmesser. Wurden die Maschinen in einer Höhe von 3 Metern losgelassen, so flogen sie 34 Meter weit und erhoben sich bei Motorantrieb selbständig vom Erdboden. Kein anderer Flugapparat hat bisher diese Vorzüge aufgewiesen gehabt. — Mit der bronzenen Medaille wurde vom französischen Aeronautik-Klub in diesem Jahre noch eine andere Flugmaschine ausgezeichnet. Sie besitzt eine automatische Steuervorrichtung, die durch ein Pendel reguliert und durch eine Rakete angetrieben wurde. Bei dem Flugversuch aber geriet dieser Flugapparat, anstatt gradlinig zu fliegen, in Drehung und stürzte zu Boden. Die Kraft des Antriebes stand also in keinem richtigen Verhältnis zur Geschwindigkeit der Maschine.

**Naturkunde** Mordsüchtige Ameisen. In einigen Gegenden von Paraguay vermehrte sich in einem Jahre die Hauswespe derart, daß die Bewohner der Ortschaften ihrer kaum Herr werden konnten. Das Ausräuchern und Niederbrennen der Nester selbst half nichts. Da kam dem Menschen im Kampf gegen die Wespe eine Ameisenart (Eciton vagans) zu Hilfe. Karl Fiebrig schildert in der Zeitschrift für wissenschaftliche Insektenbiologie, wie er eines Tages eine Schar Eciton-Ameisen beobachtete, die einen weißlichen, etwas zellartigen Gegenstand fortschleppten. Bei näherem Zusehen fand er ein großes Wespennest, das ganz mit Ameisen bedeckt war. Die Tiere öffneten die Zellen in den Waben und zogen die Larven, Eier, Puppen der Wespen, die eine wertvolle Nahrung für sie bilden, aus ihnen hervor. Ihre Beute transportierten sie dann nach ihrer, etwa 100 Schritt vom Wespennest entfernten Wohnung. Der Kampf der Ameisen gegen die Wespen, die viel größer sind als die Ameise, war ein durchaus ungleicher. Dennoch fanden sich sehr viel tote Wespen auf der Wahlstatt, und Fiebrig vermutet deshalb, daß der Giftstachel der Ameisen gefährlicher ist als der Wespenstachel. Zu dem für die Ameisen günstigen Ausgang des Kampfes trug noch der Umstand bei, daß sie die Wespen in der Nacht überfielen. Ein zweites Mal konnte Fiebrig kurz vor Sonnenuntergang eine andere Ameisenart beobachten, die, aus ihrer Erdhöhle kommend, das Gelände sorgfältig nach Beuten absuchte. Diesmal war es eine Ameisenart, die durch ihren großen Mut und durch die heftige Wirkung ihres Giftes ausgezeichnet ist. Nach einem Rundgange der Eciton-Ameisen fand Fiebrig auf ihrer Erdwohnung einige Ameisen einer noch anderen Art, und schloß daraus, daß Eciton vagans entweder diese aus ihrer Behausung vertrieben oder die von ihnen vorübergehend verlassene Wohnung in Besitz genommen hatte. Eine andere Eciton-Art, von den Eingeborenen Guaicuru genannt, ist noch gefährlicher und raubsüchtiger als jene. Sie überfällt nachts sogar Bienenstöcke und richtet in ihnen große Verheerungen an.

**Gesundheitspflege** Heilwirkungen des Dauerbades. Seit einigen Jahren wird in der Heilkunde dem Dauerbad eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es wird darunter ein warmes Vollbad verstanden, in dem der Patient viele Stunden, Tage, Wochen, Monate, ja selbst Jahre verweilt, und das er nur verläßt, wenn er seine körperlichen Be-

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19071022/8
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft